

## **Reingerutscht in die komische Karriere: Der Zeichner und Cartoonist Phil Hubbe**

Sehr geehrte Damen und Herren, sehr geehrter Herbert Temmes, sehr geehrter Phil Hubbe,

es gibt Sätze, die versteht man erst nach und nach in der ganzen Fülle ihrer Bedeutung. Manchmal erwischt es einen schlagartig, wie einen Bekannten von mir, als er am hohen Mittag in einem Kaufhaus der Mechanik des Satzes „Die Blusen des Böhmen“ auf die Schliche kam, worauf er jäh und laut lachte, auf dass ihn alle anstarrten.

Einer der Männer, der dieses Intermezzo, diesen Moment der, wenn auch zeitverzögerten Erkenntnis, ausgelöst hatte, ist auch für einen Satz verantwortlich, dessen Bedeutung ich erst nach und nach erfasste, sofern nicht schon die „Blusen des Böhmen“ ihn verraten haben:

Es war Robert Gernhardt, Maler, komischer Zeichner und vor allem ein Mann, der sich mit Komik theoretisch in Büchern und der Kolumne „Humorkritik“ in dem Satiremagazin „Titanic“ auseinandersetzte. Der Satz, der einem seiner Bücher zum Thema vorstand, lautete: „Was gibt's denn da zu lachen?“

Diese Frage hat mehrere Ebenen: Die schlichte der Neugier, wenn einer fragt, warum Leute lachen. Die moralische, erzieherische, in der ein Tadel mitspringt, weil man über etwas gelacht hat, worüber es sich nicht schickt, zu lachen.

Und die des forschenden Zeitgenossen, der wissen will, was es mit der Komik auf sich hat, was sie leistet, ihr Antrieb ist, und warum sie lachen macht.

Dabei hatte ich immer die erste und die letzte Bedeutung dieser Frage im Kopf. Die Version von „Was gibt's denn da zu lachen?“, gesetzt in vorwurfsvoller Tonart hatte ich bislang nicht beachtet. Scheinbar, weil ich davon ausgehe, dass es nichts gibt, über das man nicht lachen kann.

Womit ich nicht das Lachen aus Schadenfreude meine. Was nur ein billiges Vergnügen ist, denn man lacht dabei über andere, nicht über sich und vergibt sich die mit dem Lachen gegebene Chance, die Ordnung und die Verhältnisse, in die man eingebunden ist, aus der Distanz zu erkennen und verwirft die Chance, daraufhin sich anders zu verhalten oder zu

handeln. Im Lachen und den es freisetzenden Spott oder in der Komik liegt etwas, das die gegebenen Verhältnisse nicht als gegeben ansieht.

Das mag auch dem Psalmisten klar gewesen sein, als er den Spötter geißelte, woran Robert Gernhardt erinnert und Psalm 1, Vers 1 zitiert. Dort heißt es:

„Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen/noch tritt auf den Weg der Sünder/ noch sitzt, da die Spötter sitzen/sondern hat Lust zum Gesetz des Herrn.“

Vom Lachen und der Komik geht eine Gefahr aus, die den Verhältnissen zuwider läuft. Nur was fängt man damit an? Wozu nutzt man das Lachen? Als Aufputsch- oder Beruhigungsmittel?

„Voltaire sagte, der Himmel hat uns zum Gegengewicht gegen die vielen Mühseligkeiten des Lebens zwei Dinge gegeben: die Hoffnung und den Schlaf. Er hätte noch das Lachen dazurechnen können“, heißt es bei Immanuel Kant. Ein Urteil, das dem Lachen beide Optionen zuweist.

Die Vorstellung jedoch, was passieren kann, wenn ein solches Zitat in falsche Hände gerät, ist nicht schön. Es klingt nach „Lachen ist die beste Medizin.“ Grauensvoll. So gesehen, überdeckt das Lachen etwas. Es vereint uns scheinbar alle und lässt uns mit den Gegebenheiten abfinden, anstatt sie zu erkennen und zu handeln.

Es geht darum, hinzusehen, statt wegzusehen, so wie die Männer und Frauen bei Phil Hubbe, vorzugsweise, die zu Fuß unterwegs sind, nicht hinsehen oder drüber hinweg sehen, wenn sie einem Mitmenschen begegnen, der im Rollstuhl oder mit dem Rollator unterwegs ist. Der will zum Beispiel gerne um die Ecke gebracht werden, weil die Behindertoilette nur über die Treppe zu erreichen ist, während die Befragten sich unversehens zum Vollstrecker berufen sehen. Das Spiel mit der wörtlichen und übertragenen Bedeutung der Sprache kommt unversehens in Fahrt und schlingert als MS Rainer in den Untiefen der idiomatischen Wendungen, wie „die Beine in die Hand nehmen“ oder „ein normales Leben führen“, die sich dabei dem als idiotische Wendungen erweisen, der im Rollstuhl sitzt.

So sind es für die einen Behindertentoiletten, für die anderen ob deren Geräumigkeit Abstellkammern für Putzmittel oder Künstlergarderobe, wie ich vor Jahren in einer saarländischen Kulturhalle erfuhr. Andere lassen sich lieber von einem Rollstuhl über den Fuß fahren, als aus Angst vor gesellschaftlicher Diskriminierung, dem Einhalt zu bieten.

Vom Lachen und der Komik, so harmlos sie daher kommen, geht eine Gefahr aus. Sie stellen die gegebene Ordnung in Frage, in dem sie eine andere Sicht auf die Welt um uns herum werfen. „Jedes Lachen ist Verlust an Kontrolle, und jeder Kontrollverlust senkt das Niveau.“ Was in unserem Fall nicht schlecht wäre, sorgte es doch für Barrierefreiheit.

„Wo hört der Spaß auf? Was meint, dass er gerade da erst so richtig anfängt“, verfügte Robert Gernhardt. Bei der Krankheit hört er nicht auf. Obschon der komische Blick auf die Dinge, die man gemeinhin mit Tragik und Ernst verbindet, als abwertend, als kindisch, als Strategie der Vermeidung oder des Rückzugs betrachtet werden. Irgendwie krank eben.

Da passt es doch, dass die Deutsche Multiple Sklerose-Gesellschaft Saar sich diesem Thema annimmt und zur Ausstellung mit Arbeiten von Phil Hubbe lädt, der selbst an MS erkrankt ist. Komik und Krankheit, das scheint zusammen zugehen. Aber Vorsicht, Lachen ist nicht die beste Medizin. Und Komik ist keine Variante des Mitleids. Nein, Komik, ist wie ein Blinker am Auto oder Elektrorollstuhl: Komik funktioniert, oder sie funktioniert nicht, unabhängig, ob einer auf seinen Beinen steht oder im Rollstuhl fährt. Er muss sich aufs Komische verstehen und es in einer Zeichnung fassen können.

Lachen heilt nicht, es geht auch nicht darum, sich dadurch in etwas drein zu finden, sondern „sich nicht kriegen zu lassen“, wie es der abermals von mir bemühte Robert Gernhardt es formuliert hat. Was so viel heißt, dass einer alles immer nur mit Komik betrachten wollte. Irgendwann erwischt es einen, stellt man ihm in Aussicht, so Gernhardt. Dann kommt der Ernst. Schluss ist mit lustig. Gernhardt wählt dafür das Bild des Läufers, der am Ende, vom Ernst eingeholt zum Geher wird. So lässt er diese Ernstmacher warnen: „Mach dir nichts draus – früher oder später kommt jeder dahinter, dass der Mensch kein Läufer ist, sondern ein Geher. Bei dir hat es zwar etwas länger gedauert, aber Schwamm drüber, jetzt bist du einer von uns. Hier, dein Stock.“

Aber hallo, dachte ich mir. Das passt doch allerliebste. Nur, dass auch das nicht das Ende der Strecke ist. Phil Hubbe zeigt uns, dass „Hier, dein Stock“, das Staffelholz meint, das er übernommen hat, um weiter zu rollen. „Sie werden dich nicht kriegen“, das gilt noch immer. Nur sind die Mittel der Fortbewegung andere.

Doch besieht man es genau, geht es ohnehin nicht ums Laufen, Rollen oder Rennen, sondern ums Sitzen. Der Zeichner sitzt am Schreibtisch und sprach der Psalmist bei seiner Warnung doch davon, dass man nicht sitzen sollte, wo bzw. „die Spötter sitzen.“

Das ist ein Fingerzeig: Sitzen und Zeichnen gehören zusammen. Wie auch die Absicht des Zeichners, nicht für sich, sondern immer für einen Leser und Betrachter zu arbeiten, wobei sich notwendig der gehobene Zeigefinger um den Zeichenstift legen muss. Dabei hält sich Phil Hubbe an einen Satz des amerikanischen Komiker W.C. Fields, der bemerkte, dass es komischer ist, etwas zu verbiegen als es zu zerbrechen. Phil Hubbe dreht daher den Wortsinn rum oder stellt Erwartungen, die sich bisweilen auch als Vorurteile erweisen, auf den Kopf.

Derlei Bewegungsdrang bleibt nicht ohne Folgen. Zählt doch zu den leichtesten Übungen einer „komischen Karriere“, wie es Robert Gernhardt nennt, das Hineinschliddern in den Beruf des komischen Zeichners und Cartoonisten, wie es auch bei Phil Hubbe der Fall war, der vor mehr als 20 Jahren aus der Neigung einen Beruf gemacht hat. „Keine geplanten Lebensläufe, diese komischen, häufig so schwankend wie das Gewerbe, dem sich die Schliddernden, oft wider Willen, verschreiben...“

Gernhardts Wortwahl bekommt hier eine schillernde Bedeutung, wenn von Schliddernden, Laufen, Gehen und Sitzen die Rede ist. Da gerät alles in gleich in mehrfacher Hinsicht auf die schiefe Ebene. Um sie zu bewältigen, braucht derjenige, der darauf unterwegs ist, weniger Fuß- als solides Handwerk, um seine Sicht auf die Dinge aus dem Feld der persönlichen Betroffenheit auf ein weit größeres, nämlich des Genres der komischen Zeichnung zu führen. Er muss Balance halten, auch das ist für einen professionellen Fahrer und anspruchsvollen Fußgänger eine Herausforderung.

So heißt es bei Robert Gernhardt, der nun letztmals zu Wort kommt, einfach deshalb, weil er so grundlegend das Genre bearbeitet hat und über seinen Tod hinaus die Instanz fürs Komische Zeichnen bleibt und fasst, was auch die Arbeit von Phil Hubbe bestimmt:

„Bewundernswert aber sind all diejenigen, die gerade, gerade noch die Balance halten. Die es schaffen, das Genre zu bedienen *und* von sich zu reden. Die dem Affen Zucker geben und zugleich selber auf ihre Kosten kommen, in dem sie beispielsweise dem Affen sehr merkwürdige, persönliche Botschaften unterjubeln...“

Ja, klar mögen nun die meisten sagen. Phil Hubbe darf das, er darf über Menschen mit Behinderung komische Zeichnungen machen, weil er von sich spricht, weil er betroffen ist.

Wir sind es auch, aber nicht in dem Sinn von „tiefbetroffen“, mitleidend und dergleichen mehr. Sondern wir erkennen uns in diesen Szenen wieder. Wir lachen über uns, worauf der Dichter Charles Baudelaire, bekannt durch die verbogenen „Blusen des Böhmen“, deren schillerndes Dekor einst zum Lachanfall im Kaufhaus führte. Baudelaire schrieb:

„Die Komik und die Gewalt des Gelächters liegt in dem Lachenden und keinesfalls in dem, worüber er lacht.

Wir sollten beides dafür nutzen, die Barrieren im Kopf einzureißen und für Barrierefreiheit sorgen, wenn Menschen, ob zu Fuß oder im Gefährt einander begegnen, damit wir gemeinsam unterwegs sein können.

Was Phil Hubbe in seinen gezeichneten Blättern verhandelt, gehört zu unserem Alltag. Erst wenn wir darüber nicht lachen können, oder es uns verbieten, wird es eng im Kopf und im Leben, weil wir einen Teil davon ausblenden. Kurz: Indem wir wegsehen. Und genau das soll nicht sein, schließlich leben wir alle miteinander. Wenn wir daher gemeinsam über uns lachen, also nicht über den anderen, ist das ein - ja was: Schritt? – in die richtige Richtung, jedenfalls für uns. Denn Phil Hubbe ist uns ja schon einen voraus.

©SABINE GRAF